Sonntagsbeilage

Lesung für den Sonntag.

Gedankengänge über das christliche Leben in Haus und Gemeinde.

Heutzutage gibt es zwar kaum noch im wörtlichen Sinn einen häuslichen Herd, wie es in alter Zeit war, eine Stätte, wo das Feuer offen brannte und man um das trauliche Herdfeuer zusammensaß, eine Stätte stiller Behaglichkeit und ein Sammelpunkt des häuslichen Lebens. Aber das, was diese Stätte, von der noch so oft Rede ist, bedeutete, muß es geistig in einem gut christlichen Hause und einer tüchtigen Familie noch geben, einen leiblichen und geistigen Sammelpunkt für das gemeinsame Leben, wo immer die Familienmitglieder zusammenkommen, sei das in der Wohnstube, sei es auch in der wohnlichen Küche.

In der Familie lebt man allein, wenn man will, und doch nicht allein für sich; man lebt für sich, und doch nicht auf sich allein beschränkt. Man ist da hineingestellt in das Leben einer Gemeinschaft, der engsten, die es auf Erden gibt. Das gibt dem Leben eine Erhöhung seiner Bedeutung, die das Alleinleben nicht hat. Hier wird jedes ein Teil eines Organismus, der sein äußeres und sein inneres Leben hat, in welchem alle, ein jedes an seiner Stelle und in seiner Weise, mitwirken müssen.

Die Familie ist eine Art Arche, wie das Gehäuse, das Noah auf Gottes Befehl gebaut hatte, in welchem der Altvater mit den Seinen gegen das, was draußen vor sich ging, geschützt war und aus dem Verderben gerettet wurde. So trägt die Familie, wenn sie recht nach Gottes Willen gebaut ist, diejenigen, welche in ihr wohnen, auf festem Boden über die unsicheren Wellen des Lebens durch die Fluten des Verderbens.

Das Wesentliche am Haus- und Familienleben ist die Geschlossenheit, der Zusammenhalt um ein festes Zentrum, das alle zusammenhält und lebensvoll verbindet. Um Vater und Mutter, die ein Herz und eine Seele sein müssen, als Mittelpunkt, müssen sich die Herzen zusammenschließen, die die Hand Gottes zur gemeinsamen Fahrt durch das Leben hindurch bestimmt hat. Diese beiden müssen es erfassen und verstehen, welche Gewalt, aber auch welche Verantwortung in ihre Hände gelegt ist. Das, was wir in geistigem Sinn „häuslicher Herd" nennen, d. h. alles, was dazu gehört, das Heim und das Leben in ihm behaglich, ja anziehend zu gestalten, liegt bei ihnen.

Gewöhnlich läßt das Aeußere eines Hauses und die Einrichtung einer Wohnung schon einen Schluß auf die Art und Gesinnung der Bewohner zu. Die geistigen Eigenschaften, der Charakter eines Menschen drückt sich meistens, wie in seiner Schrift, seiner Kleidung und seinem äußeren Auftreten, so am deutlichsten in seiner Behausung, wenn er darüber zu verfügen hat, aus. Es gibt Leute, bei denen es so behaglich ist, daß man bei ihnen auch in ihrer Wohnung den Eindruck des Angeheimeltseins hat. Umgekehrt gibt es auch solche, bei denen das Gegenteil der Fall ist. In einer freundlichen, gut geordneten, behaglichen Wohnung darf man gewöhnlich auf freundliche, gutmütige und höfliche Bewohner schließen. Aber auch andere sittliche Eigenschaften stehen im Zusammenhang mit diesen Aeußerlichkeiten, die ja nur den Ausdruck der inneren Gesinnungen sind, und die Tugend hat es oft schwer in einer Umgebung, die dazu nicht anhält. „Ich kenne keine ungünstigere Lage für die Herzensreinheit eines Menschenkindes, als physischen Schmutz in der Umgebung", so schreibt der Verfasser von „Onkel Toms Hütte". Das ist eine Beobachtung, die oft zu machen ist. Der Schmutz, die äußere Unordnung drückt das sittliche Niveau herab. Im Schmutz verkommt der Mensch auch am ehesten, wie leiblich, so sittlich, besonders wenn er ihn an sich und um sich duldet, wo er ihn beseitigen könnte.

Die Pflege der Reinlichkeit, der Grundbedingung der Gesundheit und auch der Behaglichkeit, liegt der Hauptsache nach dem weiblichen Teil der Familie des Hauses ob. Damit ist aber nicht gesagt, daß die Mannsleute sich darum nicht zu kümmern hätten und die Sauberkeit vernachlässigen dürften. Reinlichkeit ist auch nicht etwa bloß ein gesundheitliches, ein ästhetisches, sondern auch ein moralisches Element und, wenn irgendwo, dann im Hauswesen von Bedeutung.

Eine tüchtige Hausfrau muß, wenn sie an ihrem Platz ist, unausgesetzt darauf bedacht sein, daß alles sauber ist, und daß Reinlichkeit bis ins kleinste herrscht, mag das auch manchem vielleicht unbequem sein.

Wenn alles sauber ist, dann erst kann es sich darum handeln, zu schmücken und in bescheidener Weise Schmuck anzubringen. „Erst säubern, dann schmücken" muß die Grundregel auch im Hauswesen sein.

Im Haus, im Hauswesen einer christlichen Familie ist auch die Stätte, wo der Sinn für Schmuck, für Schönheit neben dem für Reinheit und Reinlichkeit gepflegt werden soll. Das Heim war von jeher die Stätte, wo selbst rohe Völker die Spuren der noch unentwickelten Kunst an Wänden, Geräten und Gebrauchsgegenständen anbrachten. Hier bildet sich Geist und Gemüt, und die Hand schafft, was der Geist sich ausdenkt. Hier werden die ersten Keime des Schönheitssinnes gelegt und oft werden im Elternhause die Anfänge zum Künstlertum gebildet. Von hier aus lernt der werdende Mensch Welt und Menschen kennen und hier lebt er sich ein in Kirche und Staat, die Träger seines zeitlichen und ewigen Wohles; hier schließt er sich an Heimat und Vaterland an. Hier kann alles Gute in ihm Wurzel fassen, leider aber auch das Gegenteil. P. W.

Das Sündenregister.

Von Karl Reif.

Der Schreinertoni hatte einen harten Gang vor sich: er mußte zum erstenmal beichten. Was das für eine wichtige und ernste Sache war, hatte der Pfarrer ihm und seinen Kameraden eindringlich vorgehalten, und seine Mutter, die auch auf der frommen Seite war, hatte ihm viele gute Lehren gegeben, daß er ja die Sache richtig machen solle.

„Schreib dir schön auf, was alles zum Beichten hast", hatte sie ihn gemahnt. „Das erstemal kommt man leicht durcheinander und vergißt am End die schwersten Sünden."

Sehr schwerer Sünden war sich der Toni gerade nicht bewußt; aber als er nach der Mutter Weisung begonnen hatte, sein Sündenregister niederzuschreiben, war es doch ziemlich lange geworden. Mein Gott, in so einem 9jährigen Bubenleben häuft sich doch schließlich allerhand an, was mit den Geboten Gottes und der Kirche nicht ganz im Einklang ist. Da war es mit der Andacht während des Gottesdienstes nicht immer so bestellt, wie es hätte sein sollen; mit dem Gehorsam gegen die Eltern und Vorgesetzten hatte es oft gefehlt, und gar erst mit der Nächstenliebe! Und beim siebten Gebot war ihm erst heute noch eine ganz zuwidere Sache eingefallen: da hatte ihm die Mutter einmal zum Bierholen eine Mark mitgegeben, und die vierundfünfzig Pfennig, die er herausbekam, hatte er behalten. Er hatte zwar zuerst sein Gewissen damit beschwichtigen wollen, daß er bloß darauf vergessen habe, sie abzuliefern; aber dann hatte er doch Angst bekommen und diesen Fehltritt auch noch in das Register hineingeschrieben.

So wanderte er denn nun, sauber gewaschen und glatt gekämmt, in seinem Feiertagsanzug die Straße hinunter. Er vergewisserte sich nochmal, ob er alles bei sich hatte, was er brauchte: Sacktuch, Gebetbuch, Sündenregister; es war alles da. Das Sündenregister, das vor seinen Eltern und Schwestern zu verbergen ihm manche Mühe gemacht hatte, war vorsichtig in der inneren Joppentasche verwahrt worden.

An der Straßenecke traf er mit seinem Vater zusammen, der einen Geschäftsgang gemacht hatte.

„Wo gehst hin?" fragte der.

„Zum Beichten."

„Da kannst gleich die Rechnung für die Frau Klebinger mitnehmen. Komm mit!"

Der Auftrag war Toni sehr unangenehm. Frau Klebinger war ihm sehr feindlich gesinnt. Im Garten dieser Frau stand ein Birnbaum, und im letzten Herbst hatte sich Toni, dessen Rechtsbegriffe damals noch nicht so fein entwickelt waren wie jetzt, etliche Birnen geholt. Daran erinnerte er sich mit großer Unlust, denn diese böse Tat hatte eine ganze Reihe anderer geboren. Er war damals der Frau Klebinger, die ihm mit einem Stock nachsetzte, noch entkommen, sie hatte aber seiner Mutter von der Sache erzählt, und er hatte eine Menge von Sünden gegen das achte Gebot begehen müssen, um den angedrohten Hieben zu entgehen. Ferner war er gezwungen gewesen, den Klebinger-Sepp, der ihn öffentlich einen Birnendieb geheißen hatte, vor allen Zuhörern dieses Schimpfes durchzuhauen, um so seine Unschuld darzutung und seine Ehre zu retten. Dann hatte er sich durch Rachsucht verleiten lassen, an dem neu angestrichenen Haus der Frau Klebinger einen langen Strich zu ziehen — ein Frevel, der eine peinliche Untersuchung in der Schule nach sich zog und für Toni wiederum die Quelle vieler Sünden gegen das achte Gebot wurde — so vieler, daß er nach genauer Gewissenserforschung den ersten Eintrag im Register, daß er manchmal die Unwahrheit gesprochen habe, betrübt dahin abgeändert hatte, daß er sehr oft dieser Sünde schuldig geworden sei.

Verdrießlich nahm er die Rechnung entgegen, schob sie ein und machte sich neuerdings auf den Weg. Die Frau Klebinger stand gerade am Waschtrog, als er, nach höflichem Klopfen, bei ihr eintrat.

„Einen schönen Gruß vom Vater, da schickt er die Rechnung."

„So!" sagte die Frau Klebinger. „Leg sie aufs Fensterbrett; ich hab gerade nasse Händ."

Gehorsam befolgte Toni den Auftrag.

Für unsere Kleinen.

Mieze und Knurrmann.

10. Der Hudelduh gefunden.

Als sie nun mit Kaffeetrinken fertig waren und etwas in der Sonne schlafen wollten, stieß Knurrmann einen lauten Schrei aus. „Was ist los?" fragte Mieze.

„Sieh mal, dort! Er sitzt auf diesem Baume!" Und wirklich, da sahen sie alle den Hudelduh mit seinem blauen Schwanze auf dem Baume sitzen. „Geben Sie mal schnell eine Leiter her, Fräulein Brummer!" rief Mieze, „und auch etwas Salz, um es auf seinen Schwanz zu streuen!"

Aber bevor Mieze Zeit hatte, den Vogel zu erreichen, war dieser wieder weggeflogen, und Mieze, Knurrmann und Fräulein Brummer sahen ihm traurig nach.

Wenn man nur wüßte …

Eine wahre Begebenheit.

Es war auf einem Zuge der pennsylvanischen Eisenbahn. Alle Passagiere des Schlafwagens hatten sich zur Ruhe begeben, bis auf einen Mann, der mit einem weinenden Kinde müde auf und ab ging. Er küßte den kleinen Kopf des Kindes und sprach sanft und beruhigend zu ihm; doch seine Bemühungen, es zum Schweigen zu bringen, waren vergeblich. Ein Mann kann manches tun, zuweilen kann er aber auch nichts tun; und besonders, wenn es sich darum handelt, ein weinendes Kind zum Schlafen zu bringen, fühlt er oft seine ganze Ohnmacht und könnte in Verzweiflung geraten.

Eine Frau mit einer schneidenden Stimme, die eben aus dem Schlafe erwacht war, streckte ihren Kopf aus ihrem Abteil hervor und rief im Tone höchster Entrüstung: „Bringen Sie doch den Schreihals aus dem Wagen!"

Und als ob dies das Signal für einen dicken Passagier, der seit anderthalb Stunden in allen Tonarten geschnarcht hatte, gewesen wäre, richtete sich dieser plötzlich auf und fragte mit knurrender Stimme: „Warum bringen Sie denn das Kind nicht zu seiner Mutter?"

Danach erhob sich ein Protest nach dem andern: „Es ist unverantwortlich! Ein solches Benehmen! Wo ist der Kondukteur?"

Der Mann mit dem Kinde stand einen Augenblick still, seine Lippen zitterten, ein Seufzer erstickte seine Stimme. Er drückte den kleinen Körper des Kindes fest an die Brust und küßte voll Zärtlichkeit die mit Tränen gefüllten Augen des Kleinen. Dann sagte er, während die Proteste einen Augenblick verstummten:

„Ich möchte das Kind gern zu seiner Mutter bringen — wie gern — der Kleine hat nach ihr geweint, seit wir sie verlassen haben; aber ich kann ihn nicht zu ihr bringen, denn sie ist hinten im Gepäckwagen im Sarge, und wir sind auf dem Wege zu ihrer Heimat, unter deren blauen Himmel sie als Kind spielte; dort soll ihr Leid ruhen, bis Jesus kommt. Der Kleine will seine Mutter haben; ach, wir vermissen sie so sehr!"

Und der starke Mann ließ seinen Tränen freien Lauf. Innerhalb fünf Minuten waren zwölf Frauen in dem Gang des Wagens, nebst dem erwähnten dicken Passagier. Auf aller Antlitz prägte sich ein Zug tiefen Mitleids aus, und der Inhaber der knurrenden Stimme schluchzte, als ob er seinen besten Freund verloren hätte.

„Vergeben Sie uns, wir wußten es nicht. Armes, kleines Kindchen! Legen Sie sich jetzt schlafen! Wir werden auf das Kind achtgeben."

Eine der Frauen nahm das Kind in ihre Arme, und bald war es eingeschlummert.

Humor.

Das Gebiß.

Der alte Hias besorgt seit Jahren das gewichtige Amt eines Nachtwächters und wirkt besonders durch den melodischen Gesang des Liedes: „Höret ihr Herren und laßt euch sagen" auf den Musiksinn der Bürger. Viele Jahre hat er gesungen, aber mit den Jahren wurde seine Stimme immer schwächer und verstummte schließlich gänzlich. Aber der Bürgerschaft war sein Gesang zur Lebensgewohnheit geworden, und sie bestanden darauf, daß die Nachtstunden in gewohnter schöner Weise ausgesungen wurden. Deshalb wurde der Rat der Stadt zu einer Sitzung zusammenberufen, und dem Nachtwächter Hias in Anbetracht seiner treuen Dienste die Mittel zur Anschaffung eines neuen Gebisses zur Verfügung gestellt, um seine Pflicht erfüllen zu können.

Aber die erste Nacht, die Hias wieder singen sollte, verging, ohne daß man seine Stimme hörte. Ebenso die zweite und dritte, und der Herr Bürgermeister ließ entrüstet den Nachtwächter vor sich zitieren.

„Haben Sie das neue Gebiß erhalten, Hias?"

„Ja, Herr Bürgermeister."

„Können Sie nun wieder singen, Hias?"

„Ja, Herr Bürgermeister."

„Und warum singen Sie nicht, Hias?"

„Ja, der Herr Zahnarzt hat mir verordnet, daß ich das Gebiß in der Nacht in Wasser legen soll."

„Warum bist denn so schön anzogen?“ fragte die Frau Klebinger.

„I geh zum Beichten.“

„Zum Beichten gehst!“ antwortete Frau Klebinger höhnisch. „Vergiß fein nix, was auf dem Gewissen hast!“

Schweigend mußte Toni diesen Hieb, dessen Bedeutung er wohl verstand, hinnehmen. Mit Geduld mußte er es ertragen, daß der Klebinger-Sepp, der gerade am Tisch seine Aufgaben machte, ihn dreckig angrinste.

„I vergiß nix“, erwiderte er sanft. „Bhüt Gott, Frau Klebinger!“

Andächtiger als sonst in der Regel las der Toni in der Kirche seine Gebete vor der Beicht, stellte sich dann in die Reihe ein und zog schl[illegible]lich, als eben sein Vormann in den Beichtstuhl geschlüpft war, sein Sündenregister heraus, um nochmal einen Blick darein zu werfen.

Was war das? Blaß und mit offenem Mund starrte Toni das Papier an, das er eben entfaltet hatte. Das war ja die Rechnung für die Frau Klebinger! Und das Sündenregister hatte er bei der Frau Klebinger auf das Fensterbrett gelegt! Das Sündenregister, in dem ausführlich stand: Ich habe den Klebinger Joseph gehaut . . . ich habe der Frau Klebinger Birnen gestohlen und einen Strich an ihr Haus gemacht . . . ich habe sehr oft die Unwahrheit gesprochen . . . Es wurde ihm schwarz vor den Augen. Was sollte er tun? Sollte er zur Frau Klebinger zurücklaufen und das Sündenregister holen? Die hatte es doch schon gelesen und gab es nicht mehr her. Ehe er aber weiter nachdenken konnte, war sein Vormann absolviert, und er mußte in den Beichtstuhl hinein.

Zerknirschter ist noch kein schwerer Sünder, der sich zur Besserung seines Lebens entschloß, von der Beichte heimgekehrt, als unser Toni. Die paar Vaterunser Buße, die ihm auferlegt worden waren, schienen ihm eine Nichtigkeit gegenüber der Buße, die noch auf ihn wartete. Denn daß Frau Klebinger von der Kenntnis, die sie auf so unvermutete Weise erlangt hatte, ausgiebig Gebrauch machen würde, stand ihm außer Zweifel.

Sehr kleinlaut schlich er zu Hause die Treppe hinauf.

„Bist schon da?“ rief ihm die Mutter zu, als er an der Küche vorbeiging.

„Ja“, antwortete er kurz.

„Komm mir gleich her!“

In der Stube hielt sie ihm sein Sündenregister vor die Augen.

„Was ist das?“

Jetzt konnte nur eines helfen: ehrliches Be[illegible]nis. Fest sah er seiner Mutter ins Gesicht.

„Das ist mein Sündenregister“, sagte er.

„Warum hast du das daheimgelassen?“ fragte sie.

Daheimgelassen? Nicht der Frau Klebinger auf das Fensterbrett gelegt? Vielleicht mit einem anderen Papier verwechselt? Eine goldene Hoffnung keimte in Toni auf.

„Wo hast du's gefunden?“ fragte er entgegen.

„In deiner Werktagsjoppe, wie ich sie ausgeputzt hab. Darfst froh sein, daß der Vater nicht dahintergekommen ist. Du hättest noch eine schöne Dreingabe zur Buß bekommen. Was hast du denn mit den vierundfünfzig Pfennig angefangen?“

„Schokolad gekauft“, gestand Toni offen.

„So, so! Dafür kriegst jetzt von mir kein Schokolad zu deinem Namenstag. Aber nimm dir's nur zur Lehr: es ist nichts so fein gesponnen — endlich kommt es an die Sonnen! Hab ich dir's nicht oft gesagt?“

Damit schob sie den Zettel in das Feuer.

Toni fiel ein Stein vom Herzen. Er hätte seine Mutter umarmen mögen, wie er letzthin in einem Buch gelesen hatte; aber er wußte nicht, wie man das machte. In dem bescheidenen Handwerkerhaushalt kamen solche Ueberschwenglichkeiten nicht vor. So begnügte er sich damit, still, aber sehr zufrieden, wieder aus der Stube zu gehen.

Was hatte er denn der Frau Klebinger hinterlassen? Beherzt machte er sich auf den Weg zu ihr. Sie war noch immer mit der Wäsche beschäftigt; der Sepp war glücklicherweise nicht da.

„Frau Klebinger, ich habe vorhin die Rechnung verwechselt“, sagte er, „da ist sie.“

„Hab's schon gemerkt“, erwiderte sie. „Das ist ein ganz leeres Papier gewesen. Bist ein schöner Depp, wenn du alles durcheinanderbringst.“

Schweigend nahm Toni die Beleidigung hin. Mit einem Male aber kam ihm der Entschluß, ganz reinen Tisch zu machen.

„Frau Klebinger“, sagte er, „ich gebe es jetzt offen zu: ich hab ihnen damals Birnen genommen und den Strich ans Haus hingemacht.“

„Aha, du Tropf, du elender!“ schimpfte die Frau. „Hast jetzt Angst beim Beichten kriegt? Das ist dir gesund. Die Birnen sollen dir geschenkt sein, aber der Strich net. Wart Bürschel!“

Sie fuhr ihm in die Haare und zauste ihn kräftig.

„So!“ sagte sie. „Jetzt kannst gehen. Jetzt sind wir quitt miteinander.“

Toni verbiß seinen Schmerz und drückte sich eilig und ohne Gruß hinaus.

Im Hausgang begegnete ihm der Klebinger-Sepp und streckte ihm die Zunge heraus. Toni wollte sich schon auf ihn stürzen, besann sich aber gerade noch.

„Gelt!“ sagte er verächtlich, „jetzt traust du dir, weil d' woaßt, daß ich im Stand der Gnade bin. Aber wart nur! I komm schon wieder raus.“

Ihr Opfer und der Fremde.

Novellette von Tony Wiegand.

Mit leisen Schritten wanderte Erna Tobbers immer und immer wieder durch ihr kleines Zimmer. Es war, als ob die Erregung ihres Innern garnicht zu besänftigen sei. Die Schreibtischlampe brannte unter blaßgrünem Schirm und erhellte den Raum nur zur knappen Hälfte. Und da der breite Teppich den Schall der Schritte sofort aufsog, so erschien die schreitende Bewegung der schlanken Frau fast wie ein behutsames Schweben.

Erna Tobbers war nunmehr dreißig Jahre alt geworden. Die herbe Schönheit des klugen und stillen Gesichtes wollte ganz allmählich sich in kühle Strenge wandeln ... wenn die gütevollen warmen Braunaugen nicht gewesen wären, die dem Gesicht Milde und Herzenstiefe ausdrückten.

Freilich, steil und verfinsternd stand heute eine herbe, tiefe Furche zwischen den Augen; um den Mund kerbte die Muskelspannung innerlicher Beherrschtheit eine Linie halb Bitterkeit, halb Resignation. —

Der Sturm klatschte einen unaufhörlichen Regen an die Scheiben. Der Straßenlärm war in den Nachtstunden allmählich eingeschlafen. Und einzuschlafen begann auch in Ernas Herz der Sturm der Gefühle, der sie nun schon stundenlang auf rastlose Wanderschaft getrieben.

Erna Tobbers überdachte sich möglichst ruhig noch einmal den Verlauf des heutigen Abends: Wie der Vater mit fernen Augen still im Sessel gesessen und die Mutter mit jener zweckstrebigen Behutsamkeit, die die Nerven aufreizt, davon gesprochen, daß der Bankier Hohenberg sie — Erna — gern zur Frau hätte. Die Mutter sprach davon, daß Erna doch sicherlich nicht ewig Lehrerin bleiben wolle; es sei ein wahres Himmelsglück, die Frau eines so reichen und dazu noch gebildeten Mannes wie Hohenbergs zu werden. Und dann sprach die Mutter weiter davon, welch' schlechte Zeiten das Geschäft des Vaters durchmache ... Absatzkrise, Kreditnot, Geldmangel.

Erna erschrak zutiefst im Herzen. Wie graue, ekelerregende Reptilien krochen diese Begriffe sie an. Dann fiel eine tränenlos jammerschwere Angst über sie, daß die Familie scheinbar von ihr Rettung und Heil erwarte ... von dem Opfer ihrer Seele und ihres Leibes in einer vernunftbedingten Ehe.

Ohne ein Wort der Erwiderung war Erna gegangen und hatte sich in ihrem Zimmer eingeschlossen. Unaufhörlich waren die grübelnden Gedanken gekommen und geschwunden. Bis es immer stiller wurde in ihr. Es schien ihr so seltsam im Schicksalsplan Gottes, daß sie — gerade sie! — immer wieder zum Dulden und Verzichten ausersehen war. Als sie noch Kind gewesen, mußte sie als Aelteste manches entbehren, was bei inzwischen gebesserter sozialer Lage der Eltern ihre drei jüngeren Brüder als selbstverständlich hinnahmen. Ihre Sehnsucht, Musik studieren zu dürfen, mußte sie begraben; denn das Studium der drei Brüder kostete allzuviel. Und nun sollte sie ihr Herz einsetzen, weil es der Familie von Nutzen? Jeder Nerv in ihr hatte zunächst in empörter Abwehr gezuckt und gebebt. Und doch, aus den reichen Schächten ihrer edlen Seele stieg bereits die Beglückung, opfern zu können! Auf einmal ward ihr der Sinn dafür erschlossen, daß sie in der Schule des Schicksals gestählt worden, um als ganze, lautere Persönlichkeit die Befähigung zu Opfertaten zu haben. Schicksalswege ewiger Weisheit!

All' die geheimen, unfaßbaren Opferkräfte echten Frauentums wurden in ihr lebendig. Mütterlichkeit durchflutete sie heiß, als sie sich an die drei frischen Jungens, ihre Brüder, erinnerte, von denen kein einziger ihr Opfer annehmen würde, wenn er darum wüßte. Zärtliche Treue und Hingabe blühte in ihrem Herzen, als sie ihrer Eltern sorgender Liebe für alle gedachte.

Jetzt endlich löste sich ihre Nervenspannung in stillen Tränen, die aber nicht mehr die Bitterkeit des Schmerzes hatten. — —

In dieser einsamen Nacht erkannte Erna Tobbers das beglückende Mysterium der Hingabe für andere! Es war nur noch ein verhallendes Klingen, wenn sie daran dachte, wie seit einigen Wochen der große fremde Mann regelmäßig ihren Weg von der Schule kreuzte, sie höflich grüßte und seine klugen, ernsten Augen bewundernd zu ihr schickte. Mit dem sicheren Instinkt der Frau empfand sie die Verehrung, die ihr der Fremde zurückhaltend, aber doch erkennbar zollte. Sie hatte ganz heimlich manchesmal in stiller Stunde an den fremden Mann gedacht, sein Bild in ihre Erinnerung gerufen ... dann hatte wohl heimliche Sehnsucht ihr Herz leicht bedrängt. Aber eine seltsame Scheu hatte sie immer zurückgehalten, mit irgend jemand von ihrem fremden Ritter zu sprechen oder nach Nam' und Art zu fragen.

Das Denken an den fremden Ritter mußte nun vorbei sein, überdachte Erna Tobbers heute abend mit leisem Weh im Herzen. Wer mochte der Fremde wohl gewesen sein? Es war wie im traurig-süßen Minnelied. Von Scheiden und Meiden tönte ein Reim; und Erna Tobbers wußte nicht, warum ihr gerade der Abschied von dem unbekannten Fremden wehe tat!

Den Bankier Hohenberg kannte sie noch nicht; nun, sie würde ihn früh genug kennen lernen ... ihren zukünftigen Gatten. Noch einmal fiel Bitterkeit über sie; ... und dann träumte sie, daß der Fremde sie aus aller Herzensnot rette und sie auf starken Armen mitten hinein ins Glücksland trage. — —

Es gibt Träume, die der Herrgott schickt. —

Am anderen Tage meldete Herr Bankier Hohenberg seinen Besuch an. Das Haus war in Aufregung. Mit beiden Händen krampfte sich Erna Tobbers in die Lehne des Sessels, als im nächsten Augenblick die Tür aufgehen sollte für den Besuch Hohenbergs. Ihr Hirn arbeitete fieberhaft, Bild um Bild erzeugte die Erwartung.

Da stand im Türrahmen groß, schlank, mit edlem, ernsten Gesicht und guten Augen: Bankier Hohenberg — — — der ritterliche Fremde ihres Schulweges.

Wie im Traume hörte Erna eine wohlklingende Stimme, wie im Traume empfand sie, daß er neben ihr saß ... jubelndes Glück füllte ihr Herz, daß es ihr die Sprache verschlug. Sie konnte ihrem Ritter nur die Hand drücken. — —

Kunst und Wissen.

Die saarländische Kunst.

Am vergangenen Dienstag abend hielt Herr Prof. Irsch aus Trier in Dillingen im Verein für Heimatkunde in der Aula des Gymnasiums einen überaus interessanten Vortrag über den Entwicklungsgang der Kunst im Saargebiet. Der Vortragsabend erfreute sich eines sehr starken Besuches und bewies damit, welch ein reges Interesse auch für Fragen kunstgeschichtlicher Art weite Volksmassen beherrscht. Herr Prof. Irsch durchschritt in seinem Vortrag die gesamte Geschichte künstlerischer Tätigkeit innerhalb unseres Saargebiets, wobei er allerdings nur eine der drei bildenden Künste — nämlich die Baukunst behandelte. — Reste künstlerische Betätigung römischer Herkunft finden sich im Saargebiet nur wenige. Ihre Besprechung soll in einem anderen Vortrag, der die Neuausgrabungen im Trierer Tempelbezirk zum Gegenstand haben wird, vorbehalten bleiben.

Wenn wir einerseits die Distanz — Cöln — Mainz — Saar, und andererseits die politische Lage des Saargebietes in Betracht ziehen, so erhebt sich die Frage: Kann man im Saargebiet von einer selbständigen künstlerischen Richtung sprechen? Herr Prof. Irsch wies an Hand einiger Lichtbilder nach, wie gerade das Saargebiet in seiner kunstgeschichtlichen Einstellung sich zwischen zwei künstlerische Betätigungssphären gestellt sah. Die Orientierung war im großen und ganzen eine östliche.

Die römische Kunst, deren älteste deutsche Spuren wir in Niedersachsen zu suchen haben und deren bedeutendste Denkmäler die drei großen rheinischen Dome — Mainz, Speyer und Worms — sind, läßt sich in den Resten der Klostergebäude zu Wallerfangen und in dem sogenannten Mettlacher Turm, für das Saargebiet nachweisen. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts entwickelte sich in Frankreich — besonders in Nordfrankreich — der Picardi, aus dem romanischen der gotische Baustil. Frankreich stand ja damals an der Spitze der Kulturbewegung in Europa. Auch Deutschland wurde in diese neue Strömung auch kirchenbaulicher Betätigung mit hineingezogen. Diese Tatsache war für Deutschland jedoch keineswegs ein Unglück; denn man darf wohl sagen, daß neben dem hellenistischen Baustil der gotische als der vollkommenste Baustil angesprochen werden darf. Bei beiden Stilarten erwächst der Bau wie mit Naturnotwendigkeit aus den Grundgedanken der Konstruktionen. Aber trotzdem stehen beide Baustile im Gegensatz zu einander. Im griechischen Bau kommt der Widerstreit zwischen Tragen und Lasten zum Ausdruck: senkrechte und wagerechte Linien halten sich das Gleichgewicht. Anders ist es bei der Gotik. Hier tritt unter Verzicht auf die Horizontale die starke Betonung der Vertikalen hervor. Die Bilder von der Apostelkirche zu Köln sowie des Kölner Domes, brachten es allen in anschaulicher Weise zum Ausdruck, daß bei dem Uebergang vom romanischen zum gotischen Stil von einer organischen Weiterentwicklung des romanischen Baustils zur Gotik in keiner Weise gesprochen werden kann. Wurde doch der Kölner Dombau bereits etwa 40 Jahre später begonnen als die Apostelkirche vollendet war. Die deutsche Kunst kann der hereinflutenden importierten Gotik zwar nicht widerstehen, aber sie sucht sie zu meistern, sucht ihr ein gewisses Specifikum zu geben, das sie von der französischen Gotik unterscheidet. Interessant war die Feststellung, daß gegen Ausgang des Mittelalters das Saargebiet in künstlerischer Hinsicht nicht nach dem Westen, sondern nach dem Osten orientiert ist. Die künstlerischen Schöpfungen innerhalb des Saargebietes, werden durch die Kölner Schule und zwar vermittelt durch Trier sowie unmittelbar durch die Mainzer Schule, gefördert. Und während Deutschland noch in bedeutendem Maße französischem Einfluß untersteht, vollzieht sich bereits bei den gotischen Bauten des Saargebiets (nachgewiesen an der Stiftskirche zu St. Arnual und der Pfarrkirche zu St. Wendel) eine Sonderprägung, die bedeutende Abweichungen vom Stil der Ile de France aufweist. Als im Jahrhundert des Humanismus die Renaissance von Italien aus ihren Weg in fast alle Länder Europas nimmt, kommt dieser Stil auch nach Deutschland. Allerdings gelang es ihm, erst um 1550 herum, bedeutenden Einfluß zu gewinnen. Der Renaissancestil ist vorwiegend Dekorationsstil. Die eigentlichen architektonischen Leistungen, schöner Grundriß, Entfaltung eines schönen beherrschenden Innenraums, sind seltener zu finden. Im 16. und 17. Jahrhundert liegt der Kirchenbau mit Rücksicht auf die politischen und religiösen Wirren arg darnieder und die Kunst wendet sich mehr den Profanbauten zu. Es kommt die Zeit, da die Fürsten ihre Prunkbauten aufführen. Saarlouis steht um diese Zeit sehr stark unter französischem Einfluß; umsomehr muß man sich wundern, daß die Fürsten von Nassau-Saarbrücken an der östlichen Orientierung festhielten. Allerdings folgten die Architekten der deutschen Kunstperiode des 18. Jahrhunderts bei dem Bau der Schlösser dem französischen Geschmack, der durch die glänzenden Bauten Ludwigs XIV. (Versailler Schloß) herrschend geworden war. Eine spätere Periode des Renaissancestils, die auf das Prunkvolle und Mächtige ausgeht, prägte den Barockstil aus. (Saarbrücker Ludwigskirche — Kathol. St. Johanner Pfarrkirche — Mettlacher Kloster — [illegible]kastel.) Das 19. Jahrhundert steht am ärmsten von allen Jahrhunderten da. Es ist das Jahrhundert geistiger, schöpferischer Armut. In mehr oder weniger glücklicher Form wurde der gotische Uebergangsstil dutzende Male reproduziert. Erst in allerneuester Zeit ging man dazu über, auch neue, dem Geiste unserer Zeit entsprungene Bauformen in Anwendung zu bringen, wie dies die herrliche St. Michaelskirche zu Saarbrücken zeigt. Herr Prof. Irsch schloß seine interessanten Ausführungen mit einem Hinweis auf das neue Grabdenkmal des hl. Wendelinus zu St. Wendel, ein Werk des Prof. Busch, das in so vollendeter Weise die Durchgeistigung der toten Materie zum Ausdruck bringt! Der reiche Beifall des Auditoriums bewies, daß die Worte des Herrn Prof. Irsch auf fruchtbaren Boden gefallen waren. Etwas befremdend wirkte es, daß der Vorsitzende der Veranstaltung für den äußerst interessanten und instruktiven Vortrag kein Wort der Anerkennung und des Dankes fand.

Wir haben alle nur einen Wunsch, daß es dem Verein für Heimatkunde gelingen möge, dem Dillinger Publikum bald wieder einen solchen anregenden und genußreichen Abend zu verschaffen.

Theophrastus schreibt eine Revue.

Unter dieser Ueberschrift veröffentlichte der bekannte Humorist Karl Ettlinger in der „M. Z.“ eine zeitgemäße Betrachtung über die Zugkräftigkeit und die Charakteristik der modernen Revue. Er bringt dadurch treffend zum Ausdruck, wie die geschmackvolle, volksbildende, wahre Kunst immer mehr von der oberflächlichen und prickelnder Sensationshäscherei zurückgedrängt wird. Er beginnt:

Neulich hatte ich einen fürchterlichen Traum: mir träumte von einem Zeitungsblatt, in dessen Handelsteil ich eine Rubrik fand „Literatur-Kursblatt, mitgeteilt von dem Kunst-Börsenvorstand“. Mir lief es im Traum eiskalt über den Bauch (über den Rücken konnte es mir nicht laufen, denn da lag ich drauf), aber natürlich interessierte mich dieses Kursblatt ich steckte im Traum die Nase hinein und las:

Goethe, Dramen = umsatzlos
Goethe, Gedichte = 4¼
Schiller, Dramen = 3½
Lessing, Prosaschriften — nicht gefragt
Heidelberg Herz verloren = 985.
Valencia = 1064.
Beethoven — kein Geschäft.
Die neue Revue = 9788.

In diesem Augenblick sprang mir mein Dackel auf die Nase (vielleicht hatte er in seinem Körbchen auch gerade von der Kunst geträumt), ich erwachte und sagte mir: „Theophrastus, erfasse den Zug der Zeit, die Revue notiert dreitausendmal höher an der Kunstbörse als die Schillerdramen, sei ein Idealist und schreibe auch eine Revue!“

Ich setzte mich also auf meine vier Buchstaben, denn das ist die Hauptsache beim Dichten, — es gibt auch Stehdichter, aber ich halte das für eine veraltete Kunstrichtung —, die Gedanken strömten mir nur so zu, denn mein Gehirn ist ein Magnet und zieht das Blech an, ich schrieb so schnell, daß ich kaum mit dem Nachfüllen des Füllfederhalters mitkommen konnte, und meine Weckuhr hatte kaum dreimal gekräht, da war die Revue fertig.

Ich lobe mich nicht gern selbst, obwohl uns Schriftstellern unsere Werke genau so ausgezeichnet gefallen wie den Kritikern ihre Kritiken, nein, ich bin eine bescheidene Natur, ich gebe z. B. neidlos zu, daß Caruso besser gesungen hat als ich und daß Goethe eine lesbarere Handschrift hatte, also wirklich ich bin bezüglich des Eigenlobs der denkbar geruchloseste Mensch, aber das darf ich wohl sagen, ohne verkannt zu werden: die Revue war fabelhaft! Und ich war felsenfest überzeugt: Bei dieser Revue geht kein Logenschließer vor Schluß der Vorstellung fort, da bleibt der Feuerwehrmann bis zum letzten Fallen des Vorhanges da, in diese Revue geht der Mann, der den Scheinwerfer bedient, genau so oft hinein, wie sie gegeben wird, kurz, so was war noch nicht da!

73 Bilder hatte die Revue keines länger als eine halbe Stunde, alles erdenkliche Aktuelle kam darin vor, vom Verkehrsschutzmann bis zu den neuen Briefmarken, und worauf ich besonders stolz war: Die Revue hatte ein zusammenhängende Handlung. Ich habe das nämlich nicht gern, wenn in einer Revue jemand auf die Bühne kommt, und niemand weiß warum, und dann streckt er die Beine mal nach rechts und mal nach links, und niemand weiß warum, und dann geht er wieder ab, und niemand weiß warum. Ich meine: drei Stunden lang wirkt das ganz geistanregend, aber dann ermüdet es doch ein wenig. Und deshalb hatte ich eine Revue mit Handlung geschrieben.

Also ich mietete mir drei Dienstmänner zum Tragen meines Manuskriptes und ging damit zu einem Fachmann. (Fachmänner erkennt man daran, daß sie neben einem Papierkorb sitzen.) Der Fachmann war sehr liebenswürdig (Fachmänner sind überhaupt anfangs sehr liebenswürdig) und sagte: „So, Sie haben eine Revue geschrieben?“

„Jawohl“, sagte ich in meiner bescheidenen Art, „eine Bombenrevue! Eine Revue mit einer richtigen Handlung!“

„Nun, meinte der Fachmann, „das schadet nichts, die Handlung kann man ja herausstreichen! Wenn die Revue nur sonst was taugt! — Wieviele Beine?“

Diese Frage verwirrte mich, ich habe die Bühnenkunst noch nie unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, also tatsächlich, ich könnte im Augenblick nicht sagen, wieviele Beine im „Tell“ oder im „Hamlet“ vorkommen. In meiner Ausgabe steht vorne „Personenverzeichnis“, nicht „Beineverzeichnis“.

„Bitte, wieviele Beine?“ wiederholte der Fachmann ungeduldig. Und ich stotterte: „Jeder Darsteller zwei!“

Das schien dem Fachmann zu wenig, und er gab mir mein Meisterwerk zurück. Später habe ich dann den wahren Grund erfahren: er hatte für seine nächste Revue 96 Girls engagiert, und die mußten in jedem Bild vorkommen, das war die Handlung! — Girl, das ist ein englisches Wort und bedeutet „Mädchen“, aber kein gewöhnliches Mädchen, sondern wenn man zwei nebeneinander stellt, dann sieht eines genau so aus wie das andere, und wenn man 96 nebeneinander stellt, dann sieht immer noch eins so aus wie das andere, und das ist die Kunst. Und wenn die eine mit dem rechten Bein in die Luft stochert, dann stochern auch die übrigen 95, und dies eben ist der Unterschied zwischen einem Dackel und einem Girl. Wenn die Dackel ihre Beine gleich zu sechsundneunzig heben würden, dann bekämen sie auch solche Riesengagen und man würde eine Revue um sie herumschreiben.

Also weil mir die Dienstmänner für den Transport meines Manuskriptes zu teuer wurden, strich ich meine Revue auf zwanzig Bilder zusammen und ging damit zu einem anderen Direktor. Der sucht schon lange einen guten Revuetext und hat eine furchtbare Angst, er könnte einen finden. Und er fragte mich: „Wie ist Ihre Revue, schwarz oder weiß?“

Jetzt war ich schon wieder ganz verdattert, ich wußte mir diese Frage nicht zu deuten, und ich stotterte diplomatisch: „Na, so halb und halb, so Zebra!“

„Dann ist es nix!“ hohnlächelte er. „Neger ist Trumpf! Groteskdänzer, Othello mit Darmverschlingung!“

Beschämt zog ich mich zurück. Ich war dann noch bei zehn Direktoren, aber keiner wollte meine Revue aufführen. Die meisten hatten selbst so gute Ideen, der eine z. B. wollte den Fridericus Rex in Briefmarkenumrahmung auftreten lassen, aber nicht mit der Flöte, sondern das Saxophon blasend; ein anderer sagte: „Meine neue Revue stellt alles Dagewesene in den Schatten!“ Ein Dritter erklärte mir: „Bedaure, ich habe bereits fünf Textdichter verpflichtet; in meiner nächsten Revue soll nämlich ein Witz vorkommen!“ kurz, überall fuhr ich ab.

Zuletzt übersetzte ich meine Revue ins Oberbayrische und bot sie einem Bauerntheater an. Dort wäre sie auch beinahe aufgeführt worden — an einer Kleinigkeit ist es gescheitert: der Direktor verlangte nämlich, ich müsse bei der Premiere persönlich anwesend sein, und, nein, so weit wollte ich den Heldenmut doch nicht übertreiben! Und auf meinen Vorschlag: „Gut, ich trete dem Publikum Auge in Auge gegenüber, aber nur, wenn der eiserne Vorhang dazwischen ist!“ ging er nicht ein. — Schade, schade!

Theophrastus Kinkerlitz.

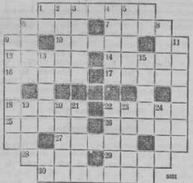
Aus dem Museum der Hausfrau.

Der Ochse in seiner täglichen Verwendung. Interessante Darstellung der Verwendung der einzelnen Teile des Ochsen. Aus dem Kochkunst-Museum in Frankfurt a. M.

(1) Ochsenschwanzsuppe, (2) Vorzüglich für Schmorbraten und Krankensuppen, (3) Roastbeef und Filet, (4) Rumpf vom Rost, (5) Schulterblatt mit Gemüse für Waschfeste, (6) Rinderhäute, (7) Hornwaren, (8) Gebackenes Gehirn, (9) Ochsenmaulsalat, (10) Zunge, (11) Mittelschwanz und Kugel für Sauerbraten und Wiegefleisch, (12) Lunge, Leber, Herz und Magen, (13) Blatt oder Bug für Goulaschfleisch, (14) Knochen und Knorbel geben Leim, (15) Seife aus Talg, (16) Brustkern und Pökelfleisch, (17) Ausgelassenes Fett zum Ausbacken, (18) Rinderbrust, (19) Aus dem Knochen bereitet man Gelatine, (20) Knochenöl u. Klauenfett zum Maschinenöl, (21) Knochenmehl, (22) Knochenmehl als Düngemittel.

Unsere Rätselecke.

Kreuzworträtsel



5551

Bedeutung der einzelnen Wörter. a) von links nach rechts: 1 Schiffskabine, 6 Hauptstadt im alten Persien, 7 Sperlingsvogel, 10 Weingeist, 12 Drama von Grillparzer, 14 überseeische Telegraphenleitung, 16 Stadt in der Provinz Sachsen, 17 Kampfplatz, 18 Tageszeit, 22 scharfer Beobachter (griechische Sage), 25 juristischer Beamter, 26 Insekt, 27 Teil des Klaviers, 28 Stadt in Holland, 29 Schornstein, 30 Musikinstrument;

b) von oben nach unten: 2 Ringelkrebs, 3 asiatisches Reich, 4 Heideblume, 5 Angehöriger eines mongolischen Volksstammes, 6 Nebenfluß des Rheins, 8 Elchtier, 9 böhmischer Tondichter, 11 Stadt in Tirol, 13 banktechnischer Ausdruck, 15 Farbe, 19 Fluß im Harz, 20 britische Kolonie in Südafrika, 21 Bühnenwerk, 23 Klosterstift, 23 übergroßer Mensch, 24 Kröte. 5551

Zähe Natur

Daß er von der schweren Wart noch genesen,
Ist fast ein Wort (mit r) gewesen. 5506

Schatten des Lebens

Die Erst' und zweite möchte jeder meiden
Und muß sie doch gar oft erleiden;
Die Zweit' und dritte sucht mit Eifer diese Welt,
Weil es des Lebens Dunkel uns erhellt.
Das Ganze liebt nur, wer nicht lieben kann,
Drum hüte sich davor auch jedermann. 5703

Rösselsprung

noch		und	herz			zu		miß	ke
frisch	und	s	zu	schau	den	dem	schil	ge	
	jung	fen	see	den	lu	wärts	im	und	ge
nicht	le	ler	fel	all	es	blei	ja	schaun	au
	lem	bis	of	ften	daß	laß	elick	nr	
	ge	er	fe	die	zeit	gen	denn	das	
ße	blick	fill	tust	dein	fe	in	leid	da	rung
der	zur	herz	he	sieh	ein	was	dem	weicht	
	ften	term	lem	an	bist	mit	dich	lem	grünt
en	gott		le	zum		al	und		trifft

Silbenrätsel

an — be — beer — bert — bub — chau — da — de — de — de — di — e — e — el — er — et — eu — gan — gin — gu — hard — ir — kur — le — le — lo — lor — me — men — mun — ni — nl — nl — nus — o — par — pi — ri — ro — sa — sän — schu — se — sing — sti — ta — ti — u — ra — zel

Aus vorstehenden 50 Silben sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten, und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Wort von Shakespeare ergeben.

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. bekannte Malerkolonie bei München, 2. altgermanisches Heiligtum, 3. griechischer Philosoph, 4. österreichischer Tondichter, 5. protestantische Sekte, 6. griechische Göttin, 7. Satan, 8. Hunnenkönig, 9. Oper von Schubert, 10. der größte Kirchenvater des Abendlandes, 11. Symbol des Ruhmes, 12. italienischer Dichter, 13. Biograph Karls des Großen, 14. moderner italienischer Maler (†), 15. Figur aus Wagners Walküre. 5152

Opfer

Eine herrliche „l“ am schönen Rhein,
Der Feind legte Angst seine „a“ hinein.
Es seufzt der Wirt, es drückt ihn schwer,
Wenn die Zeit der „e“ erst vorüber wär'! 5013

Liederrätsel

1. Steh' ich in finst'rer Mitternacht
2. Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang!
3. Im schönsten Wiesengrunde ist meiner Heimat Haus
4. Ich möcht' als Spielmann reisen
5. Knabe sprach: ich breche dich
6. Nie kehrst du wieder, goldne Zeit

Jedem dieser Liederfragmente ist ein Wort zu entnehmen. Diese Wörter nennen dann, im Zusammenhang gelesen, den Anfang eines bekannten Volksliedes. 2806

Verschiedene Größen

Ein tragisch Schicksal hatte ihn mit harter Hand
Von königlicher Höh' in Geistesnacht geführt.
Jedoch mit einem Hauch er Harmonien fand,
In deren muntrem Fluß man Tragik nicht verspürt. 5013

Verschiedener Sinn

Schreibst du mich groß, künd' ich Vergangenheit —
Schreibst du mich klein, deut' ich auf künft'ge Zeit. 5018

Das Münzenquadrat

20 Münzen sind derart hinzulegen, daß sie ein Quadrat bilden, in dem man in jeder wagerechten und in jeder senkrechten Reihe je 5 Münzen zählt. 5711

Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzworträtsel: a) 1 Sport, 5 Alice, 9 Tiger, 10 Seres, 11 Harfe, 13 Lot, 14 Ute, 15 Ale, 16 Mann, 18 Nasen, 20 Moses, 23 Alois, 26 Ire, 27 Pia, 28 Nut, 29 Golpa, 31 Aller, 32 Panne, 33 Stern, 34 Espe; — b) 1 Siela, 2 Pirol, 3 Reh, 4 Traun, 5 Akt, 6 Lee, 7 Celle, 8 Essen, 12 Tasse, 16 Alsen, 17 Uwe, 19 All, 20 Ribos, 21 Orest, 22 Sporn, 23 Nappe, 24 Sonne, 25 Egel, 29 Ger, 30 Ner.

Zweisilbig: Seher — Hebel.

Malerei: Wilhelm Leibl; Alfred Rethel; Louis Corinth.

Unter 15 Kartenpaaren ein gemerktes zu erraten: Man lege die beiden Karten des 1. Paares in die 1. Reihe, die nächsten beiden in die 1. und 2. Reihe, die nächsten in die 1. und 3., weiterhin 1. und 4. sowie 1. und 5. Reihe. Mit dem nächsten Paar beginnt man ebenso in dem noch verbleibenden Rechteck, also: beide Karten in die 2. Reihe, die nächsten in die 2. und 3., 2. und 4., 2. und 5. Reihe; nunmehr beide in die 3., hierauf 3. und 4., 3. und 5. Reihe; dann beide in die 4., hierauf 4. und 5., zum Schluß beide in die 5. Reihe. Diese Anordnung ist leicht im Gedächtnis zu behalten, so daß man sofort die beiden Karten eines Paares angeben kann, wenn man die beiden Reihen kennt, in denen die Karten liegen (s. nebenstehende Figur).

1	1	2	3	4	5
2	6	6	7	8	9
3	7	10	10	11	12
4	8	11	13	13	14
5	9	12	14	15	15

Silbenrätsel: Das Leben hat Reize, die wir nie gekannt. — 1. Dortmund, 2. Amalfi, 3. Siebengebirge, 4. [illegible], 5. [illegible], 6. [illegible], 7. Eisleben, 8. Norderney, 9. Herrenchiemsee, 10. Aschaffenburg, 11. Tegernsee, 12. Rostock, 13. [illegible], 14. [illegible], 15. Zweibrücken, 16. Erfurt.

[illegible]: Ammermann, Hammerfest, Hammerschwang, Jammertal, Kammerherr, Kümmernis, Nummerfahrt, Sommerfeld, Zimmermann.